

MAURICE CHOURY

RIMBAUD – DER ERLEUCHTETE KOMMUNARDE

Man sagt, daß Rimbaud ein Revoltierender war und daß die Wurzel seiner Rebellion in der außerordentlichen Strenge seiner schrecklichen Mutter zu suchen sei. In der Tat verweisen die meisten Zeugnisse übereinstimmend auf die dumme Bigotterie, den Geiz, die reaktionären Ansichten und den despotischen Charakter Marie-Cathérine-Félicité Cuifs, der ehrenhaften Gattin des Hauptmanns Frédéric Rimbaud. Die Wanderungen des Berufsoffiziers von Garnison zu Garnison bis hin in die ferne Krim lassen der abscheulichen Megäre freie Hand bei den vier Kindern — zwei Jungen und zwei Mädchen —, die sie in den kurzen Urlaubsaufenthalten des Kriegers empfangt.

Der Jüngste, Jean-Nicolas-Arthur Rimbaud, geboren am 20. Oktober 1854 in Charleville, leidet seit der frühesten Kindheit unter der unerbittlichen Diktatur, die in diesem Familiengefängnis herrscht.

Seine ersten Erzählungen, seine ersten Gedichte verraten ein Wesen, das um die Mutterliebe betrogen wurde. In einem Text, den er im Alter von zehn Jahren verfaßt, beschwört er den Traum von einer «sanften, ruhigen» Mutter herauf, «die hochschreckt, auch wenn es um kleine Dinge geht», aber die Wirklichkeit, das sind die «als Belohnung verabreichten» Ohrfeigen und die Äußerungen, die vor den Kopf stoßen: «Vieh wird man genannt . . . jämmerlicher Kerl usw. Ach, verflucht und zugenäht!»

Das bewegende Gedicht «Die Neujahrsgeschenke der Waisenkinder» (1869) ist unmittelbar von der großen Angst eingegeben, die ihn in seinem trostlosen Milieu niederdrückt:

Die Kammer ist voll Schatten; leis und unbestimmt
Ein traurig Flüstern zweier Kinder man vernimmt.

Da ist das Haus in der Rue Bourbon:

Und dies ist wie ein Nest, dem Flaum und Wärme fehlt,
Wo, ohne Schlaf, die Kleinen frieren, angstgequält.

Die «Mutter Rimb» ist keine Mutter:

Im Haus ist keine Mutter mehr! — der Vater weit! . . .

Der Hauptmann befindet sich im Lager von Châlons, und der Jüngling hat ihn seit sechs Jahren nicht mehr gesehen:

So sind allein die Kleinen in den eisigen Räumen.

Ach, wie schön das wäre: «eine Wohnung ganz warm und rot», eine Mutter, die dem «Wiegenengel» gliche!

Ach, wie schön das wäre: «die Küsse, immer neu, und Lust, soviel man wollte!» Zwei Jahre später, in den «Siebenjährigen Dichtern», bekräftigt Rimbaud seine Aussage über diesen Kerker, wo «er vor Gehorsam schwitzte», wo es notwendig war, «sich in den kühlen Abort einzuschließen», wenn er in Frieden lesen wollte, wo «er die fahlen Dezembersonntage fürchtete», die der Bibellektüre gewidmet waren, während er doch «Gott gar nicht liebte . . .»

Ein Zeitgenosse aus Charleville, Louis Pierquin, hat voller Spott das Schauspiel beschrieben, das die Familie Rimbaud bot, wenn sie sich in untadeliger Ordnung sonntags zur Messe begab: an der Spitze die beiden Mädchen, die sich bei der Hand hielten, hinter ihnen die beiden Jungen mit ihren runden Hüten, ihren altmodischen Anzügen, ihren großen Schuhen und dem Regenschirm aus blauer Baumwolle, den jeder unterm Arm trug; schließlich, das Ende des Trupps bildend, der von ihr in Schrecken gehalten wurde, Madame Rimbaud, steif und majestätisch — in schwarzer Korsage und seidenen Netzhandschuhen —, ein ungewöhnliches Gefolge, das die Heiterkeit und die Witze der quirlenden Menge vom Platz Ducale hervorrief.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Wirkung solche sich wiederholenden Szenen auf den scheuen Charakter des jungen Rimbaud ausübten.

Einen Begriff vom unnachgiebigen Stolz der Frau mit dem «blauen Blick, der lügt», erhält man durch die Äußerungen einer ihrer Enkelinnen: ihr ältester Sohn, Frédéric, verheiratete sich trotz ihres Widerstands mit einem Landmädchen, das ihm ein Kind geboren hatte. Madame Rimbaud brach mit ihm, weil sie ihm diese Mesalliance ebensowenig verzeihen konnte wie seine Stellung als Bauernknecht und Fuhrmann, die sich daraus ergab. Sie jagte ihre Enkelin mit dem Besen davon, als die ihr einen Besuch abstatten wollte, und zwang den armen Frédéric endlich zur Scheidung. Selbst auf ihrem Totenbett blieb sie starrköpfig: «Sie wird uns, meine Schwester und mich, erst zu Füßen Gottes wiedersehen, wenn wir dessen würdig sind», berichtet eine der Töchter Frédéric Rimbauds.

Diese Frau aus Eisen und Eis, die «mother», der «Schattenmund», das «Krokodil», die niemals jemand lächeln sah, war so geizig und so mißtrauisch, daß sie auf dem Friedhof von Charleville, wo sie ein Grab für sechs Plätze hatte errichten lassen, zur großen Verblüffung der Maurer selbst in die Grube stieg, um nachzuprüfen, ob die Arbeit auch gut gemacht sei und die Größe den Anweisungen entsprach, die sie gegeben hatte.

Das einzige Taschengeld, das ihr Sohn kennt, sind die sechs Centimen, die sie ihm sonntags gibt, um seinen Betstuhl in der Kirche zu bezahlen. Alle Anstrengungen, «mit denen er versucht, das hart gewordene Mutterherz zu erweichen», sind vergebens.

In einem Brief, den Rimbaud am 28. August 1871 an seinen Freund, den Dichter Paul Demeny, richtet, schildert er genau seine Stellung eines «Angeklagten» im Angesicht einer «Mutter, die so unbeugsam ist wie dreiundsiebzig Gerichtsbeamte mit Bleimützen», im Angesicht ihrer «plumpen und bösartigen Anreden» und ihrer «grausamen Entscheidungen». Eine immerwährende alberne Arbeit in Charleville oder die Tür, das ist die Alternative, vor die ihn seine Foltermeisterin stellt, «das ist», schreibt er, «das ekeleregende Taschentuch, das man mir in den Mund stopft . . .»

Zur gleichen Zeit ruft er aus: «Ich bin derjenige, der leidet und aufbegehrt!» Aber sein Schrei geht über die Revolte hinaus: sein Schrei ist ein Aufruf zur Revolution.

Seit seinem dreizehnten Lebensjahr bekundet er unzweideutig seine revolutionären Ansichten. Einem Mitschüler aus dem Kolleg von Charleville, der ihn fragt, was er vom Staatsstreich des 2. Dezember hält, antwortet er trocken: «Napoleon III. verdient die Galeere.»

In einem seiner ersten Gedichte, «Der Schmied», das er im Frühjahr 1870 schreibt, beschwört er das uralte Elend der Leibeigenen herauf: . . . Alle, deren Rücken brennt unter der grausamen Sonne . . . und die ihre «Ochsen zu den Furchen der anderen» treiben.

Er zeigt «die Armen auf den Knien» und schreibt entrüstet: «und ekelhaft stand die Bastille hochgetürmt.»

Er rühmt die Einnahme des königlichen Gefängnisses vom 14. Juli 1789:

. . . Das war die dunkle Vergangenheit,
Die röchelnd zerbrach, als den Turm wir genommen!
Und seit diesem Tag sind wie Rasende wir!
Die Straße erfüllt von der Arbeiter Menge,
Verlorne, dem Dunkel entflohn, das Gedränge
Schwillt an und treibt hin zu der Reichen Tür.

Welch politische Reife zeigt dieses fünfzehnjährige Kind, wenn es dem großartigen Schmied mit der Warnung an den König die Verurteilung der kretinhaften konstitutionellen Monarchie und der reformistischen Illusionen in den Mund legt:

Du kannst darauf zählen, die Kosten trägst du
Und das Pack schwarzer Schranzen, die unsre Gesuche
Wie beim Schlagball sich zuspield, um heimlich zu Buche
Zu geben, die Schlaunen: «wie seid ihr doch dumm!»
Sie kochen Gesetze aus, kleistern herum
Mit Töpfchen voll hübscher Dekretchen und Drogen,
Vergnügt, weil sie neu uns mit Steuern betrogen,
Sie halten die Nase zu, gehn wir vorbei,
Vertreter des Volkes! Sie finden, man sei
Zu dreckig! Sie fürchten nur eins, Bajonette . . .
Zum Teufel mit ihrem Schnupftabaksgerede!
Wir haben genug von euch flachen Gehirnen
Und göttlichen Bäuchen — Und du hast die Stirne,
Ein solches Gericht, Bourgeois, zu servieren,
Wo wild wir schon Zepter und Mitra zerstören! . . .

In diesem Gedicht endet die Beschwörung des 10. August 1792 mit einer Szene, wo der furchtbare Schmied in dem vom Volk überfluteten Tuilerienpalast «mit seiner breiten und gewaltig schmutzigen Hand» dem König die rote Mütze aufsetzt.

Der arme Abbé, der am Kolleg von Charleville Geschichte unterrichtet, wird von Schrecken ergriffen, als er in den Aufgaben des jungen Unterprimaners glühende Anrufungen an die Riesen der Revolution entdeckt: «Robespierre, Saint-Just, Couthon, die Jugend erwartet euch!» Wird damit nicht die Sicherheit des Staates angetastet? . . . Was übrigens den jungen Revolutionär vor den Schlägen der kaiserlichen Verfolgung rettet, das ist sein Sieg beim Wettbewerb lateinischer Dichtung der Akademie von Douai.

Nachdem er die Werke des Barons von Holbach, von Helvetius und Jean-Jacques verschlungen hat, studiert er Babeuf, Louis Blanc, dann Proudhon. Kennt er die Schriften Blanquis? Man ist versucht, es zu glauben, wenn man ihn eine neue Revolution befürworten sieht. Er stellt fest, daß «Zerstörungen notwendig sind», ebenso wie es alte Bäume gibt, die man fällen muß.

Die Axt, die Hacke, die glättende Walze müssen über die Gesellschaft hinweggehen: «Man wird die Vermögen gleichmachen und den individuellen Hochmut brechen. Kein Mensch wird mehr sagen können: ‚Ich bin mächtiger, reicher.‘ Man wird den bitteren Neid und die dumme Bewunderung durch friedliche Übereinstimmung, Gleichheit und die Arbeit aller für alle . . . ersetzen.»

Der Kommunismus?

Ja, der Kommunismus! Er verwendet das Wort in einer bitteren Kritik an Napoleon: «Napoleon hat nichts von der Mission begriffen, die ihm die Umstände auftrugen. Durch die Revolution zum Ziel gekommen, hat er sie dumm verkümmern lassen. Statt den Kommunismus zu organisieren — eine einfache Sache, weil das Eigentum de facto nicht mehr da war, noch weniger aber moralisch und legal existierte — errichtete er eine Gesellschaft neu, die ungerechter war als die alte.»

Selbst 1879, als einige glauben, daß er «klug geworden» ist, bleibt er Kommunist. Seinem Kameraden Delahaye, der bei einem Spaziergang durch die Felder von Roche die Verschiedenartigkeit der Kulturen rühmt, antwortet er: «Besser wäre es, weniger Verschiedenartigkeit und mehr Macht zu haben. Es gibt zu viele Eigentümer. Die Anwendung von Maschinen ist auf Grund der geringen Fläche und der Verstreutheit der Parzellen zu sehr eingeschränkt, wenn nicht unmöglich. Der einzelne Bauer besitzt nicht die Kraft, durch Düngung und Fruchtfolge größere Werte hervorzubringen; seine Mittel gestatten ihm nicht, die Dinge im Großen zu lösen; er schuftet mehr für einen geringeren Ertrag. Diese ‚schöne Eroberung von 1789‘, diese Zerstückelung des Eigentums ist ein Übel . . .»

Revolte gegen die errichtete soziale Ordnung, aber auch Revolte des Materialisten — er ordnet sich in diese Kategorie ein — gegen die Religion und gegen die Kirche.

. . . Oh, die Straße ist bitter!

Seit jener andre Gott sein Kreuz uns aufband.

Fleisch, Marmor, Blume, Venus, an euch glaube ich!

Es ist das Glaubensbekenntnis des in die Natur Verliebten, das in «Sonne und Fleisch» aufbricht, einem vom Mai 1870 datierten Gedicht.

. . . Wir sind niedergedrückt

Vom Mantel des Unwissens und enger Hirngespinnste!

Der Mensch, «bleich von erlittenem Übel» und «das alte Joch verachtend»,

Der Mensch will alles untersuchen — wissen! Der Gedanke,

So lang gehemmt, das Roß mit blutgepreßter Flanke,

Bricht aus der Stirn hervor, und weiß weshalb! . . .

Die Mysterien werden «vor dem aufrechten Menschen» sterben . . . Die Angriffe folgen einander: gegen einen Tartuffe, «der den Glauben aus seinem

zahnlosen Mund geifert», gegen «einen Gott, der bei den damastenen Altardecken lacht»,

Während Tollheit, Entsetzen verbreitend, zermalmt
Hunderttausend Männer zu qualmenden Haufen.

Gegen des Volkes Opium im Gedicht «Die Armen in der Kirche» (1871):

Gepfercht in Eisenbänke, in den Kirchenecken,
Die ihres Atems stinkiges Hauchen lau erwärmt,
Zum Prunkrausch der Empore sie die Augen strecken,
Wo frommer Chorgesang aus zwanzig Mäulern lärmt.

Im Wachsruch atmen sie das Brot, das duftig warme;
Demütig, wie geschlagne Hunde, glückumweht,
Des lieben Gottes, ihres Herrn und Meisters Arme,
Erheben sie ihr stures, lachhaftes Gebet.

Und alle, geifernd ihren dummen Glauben, schicken
Zu Jesus bettelnd hin ihr ewiges Klagelied,
Ihm, fern den schlechten Magren und den bösen Dicken,
Den, gelb vom fahlen Fenster, hoch man träumen sieht.

In der «Ersten Kommunion» (Juli 1871) zeigt er, inspiriert durch die Kommunion seiner Schwester Isabelle, die Verheerungen, die der Glauben im Herzen eines jungen schwärmerischen Mädchens anrichten kann, eines Mädchens, zu schnell bereit, «einem lächerlichen Schwarzrock» zuzuhören, «dessen Schuhe säuerlich dampfen».

Als ob die dummen Schwestern liebend sie bestehle,
Zählt sie die Engel, matt die Hände auf der Brust,
Jesus und seine reinen Jungfrau, und die Seele
Trinkt ihren Sieger, ganz, in stiller, tiefer Lust.

Da ist sie nun fürs Leben gezeichnet. Ihr Herz und ihr Fleisch

Sind wimmelnd voll von Jesu moderigem Kuß.

Und Rimbaud schleudert am Ende den Bannfluch heraus:

O Christus! Christus, ewiger Dieb der Energien,
Gott, der du deinem bleichen Antlitz hast geweiht,
Zweitausend Jahr, die Stirn der Frau, in Fieberglühen
Und Scham, genagelt auf den Grund, gestürzt in Leid.

Der Nonkonformist, der «Scheiß auf Gott» an die Bänke der öffentlichen Spazierwege und an die Mauern der Kirchen von Charleville schreiben wird, kann nicht den Krieg billigen, den Napoleon III. im Juli 1870 unternimmt, um seine Dynastie und seinen Thron zu festigen: er begegnet dem Strom chauvinistischer Hysterie, der durch die Kriegserklärung ausgelöst wird, mit Verachtung und weist es entschieden zurück, einen Brief zu unterschreiben, in dem seine Mitschüler dem Minister für öffentliche Erziehung das Angebot machen, ihre als Preise erhaltenen Bücher dem Wohl der nationalen Verteidigung zu opfern.

Er verspottet das «Lügendeschwätz», wenn er den «glänzenden Sieg von Saarbrücken» kommentiert, «errungen mit dem Geschrei ‚Es lebe der Kaiser!‘», ein Gedicht, das ihm ein strahlend kolorierter Stich eingibt. Dieser Stich wurde zu fünfunddreißig Centimen verkauft und zeigte den Kaiser «steif, auf seinem Hoppepferd»,

Wild wie Zeus und sanft wie ein Papa,

umjubelt beim Beginn eines Feldzugs, der mit der Katastrophe endet.

In dem Brief, den er am 25. August 1870 an seinen ehemaligen Lehrer aus der Unterprima, den jetzt in Douai lebenden Georges Izambard, richtet, beschreibt er seine Heimatstadt als «im höchsten Maß idiotisch»: «Weil es zwei- oder dreihundert Landser durch die Straßen ziehen sieht, gestikuliert dieses gebenedeite Volk bieder männlich-haudegenhaft herum, und zwar anders als die Belagerten von Metz und Straßburg! Erschreckend ist das, diese Krämer im Ruhestand, die die Uniformen anziehen! Zum Heulen albern ist das, diese Notare, Glaser, Steuereintreiber, Tischler und all die Dickwänste, die den Hinterlader an der Brust vor den Toren von Mézières in Patrouille machen; mein Vaterland erhebt sich! . . . Was mich angeht, so sehe ich es lieber sitzend; haltet die Stiefel still! Das ist mein Prinzip.»

«Fremd im eigenen Ort, krank, wütend, stumpf, aus dem Gleis geworfen», möchte Rimbaud Bücher und Zeitschriften aus der Hauptstadt haben. Aber «nichts, nichts!» Er fühlt sich «in seinem Vaterland ins Exil getrieben . . .»

Vier Tage später, nachdem er seine im akademischen Wettbewerb als Preis erhaltenen Bücher verkauft hat, verläßt er «das grausame Charlestown» und seine «Schleimscheißer», seine «engbrüstigen Bourgeois» und ihre «eifersüchtigen Dummheiten», seine «Rentiers mit Kneifer», seine «Krämer im Ruhestand, die auf dem Bahnhofssquare mit ihren Knaufstöcken im Sand herumstochern», und nimmt den Zug nach Charleroi, wo er für seine letzten Sous ein Eisenbahnbillet nach Saint-Quentin löst. Aber er fährt bis Paris weiter. Auf der Gare du Nord wird der Schwarzfahrer, der die dreizehn Franc für die zusätzlich zurückgelegte

Strecke nicht bezahlen kann, festgehalten, zur Bahnhofswache und dann ins Gefängnis von Mazas gebracht, wo er am 3. September als Antwort auf einen Artikel des Bonapartisten Paul de Cassagnac im «Pays» die «Toten von 92» anruft, «die bleich sind, vom starken Kuß der Freiheit»:

Wir lassen euch schlafen mitsamt der Republik
Wir, die unterm Stock von den Herrschern geknickt
— Die Herrn Cassagnac aber schwätzen von euch!

Am folgenden Tag wird das Kaisertum gestürzt und die Republik ausgerufen. Der Gefangene bittet sogleich den teuren Izambard um Unterstützung, der ihm aus der Klemme hilft, ihm das Geld für die Fahrt nach Douai schickt und ihn bei sich unterbringt. Dort ziseliert er «Die Entrückten», dieses Wunder an Sensibilität und Rhythmus:

Nackt hockend im Schnee und im Nebel, der fließt,
Vorm Kellerloch groß, draus Licht sich ergießt,
Die Hintern im Kreis,

Fünf Kinder — welch Elend! — fünf Kleine, sie sehn
Den Bäcker da unten und auch, im Entstehn,
Das Brot schwer und weiß . . .

Erblicken den Arm, stark und bloß, der bewegt
Das graue Gemenge, den Teig, den er legt
Und schiebt in den Schacht,

Des Ofens. Sie hören das Brot, wie es summt,
Das gute. Der Bäcker, zufrieden, er brummt
Ein Lied und er lacht.

Zusammengekauert, sie regen sich nicht,
Am Kellerloch, warm wie die Brust und voll Licht,
Ein Atemhauch rot —

Und zieht man — es läutet die zwölfte Stund —
Heraus aus dem Ofen, braun, knusprig und rund
Das dampfende Brot;

Und singen im Keller, im rußigen dann
Die duftenden Krusten, und schließen sich an
Die Grillen im Chor;

Und schlägt aus dem Ofenloch Leben heiß —
Dann tritt unter Lumpen, entrückt und weiß
Ihre Seele hervor.

Die Kleinen, die armen, hier fühlen sie gut:
Sie leben; obwohl sie erstarrt bis aufs Blut
Vom Reif, sie sind da —

Die rosigen Schnäuzchen ans Gitter gedrückt
Reihum, sind gebannt sie und brabbeln entzückt
Ihr Ah und Lala.

Ganz leis nur, so leise wie ein Gebet,
Das hin zu dem Licht, zu dem hellen geht,
Dem Himmel so lind,

Doch stark, daß die Hose es nicht verträgt
Und platzt, und der Zipfel des Hemdes schlägt
Im Winterwind . . .

In Douai zögert der rührige Bursche nicht, sich mit der lokalen Politik zu befassen. Am 20. September 1870 verfaßt er im Namen der Mitglieder der Nationalgarde von Douai einen offenen Brief. Er protestiert damit gegen eine Erklärung des Bürgermeisters, der die ungenügende Bewaffnung der städtischen Miliz durch die gestürzte Regierung zu entschuldigen versucht hatte. Der Bürgermeister hätte die Initiative ergreifen «und alle Mittel, über die er verfügte, einsetzen müssen, um Waffen zu kaufen und sie in seiner Gemeinde zu verteilen». Jetzt trüge seine Haltung dazu bei, «Mutlosigkeit zu verbreiten», was er bei den Munizipalwahlen, die am folgenden Sonntag stattfänden, bezahlen werde.

In einer Lokalzeitung gibt Rimbaud Bericht über eine öffentliche Versammlung, die zwei Tage vor der Abstimmung abgehalten wurde. Dort hat man «gewisse Kandidaten, bekannt durch ihre reaktionären Ansichten und ihre Nichtigkeit», bloßgestellt, kleine Schlauberger, die sich auf drei verschiedenen Listen aufstellen ließen, während «die ernsthaften und überzeugten Kandidaten nur auf einer Liste geführt wurden.» Fast alle Reaktionäre wurden mit «glänzendem Elan» abgelehnt, schreibt unser Gelegenheitsjournalist, und es wurde eine Liste aufgestellt, «die den demokratischen Republikanern empfohlen sei».

Rimbaud würde gern in Douai bleiben, wo er einen neuen Freund, den Dichter Paul Demeny, gefunden hat, aber die «Mutter Rimb» erteilt dem «kleinen Nar-

ren» den Befehl, nach Charleville zurückzukehren, und wettet gegen Izambard, der aufgefordert wird, ihn wegzujagen . . .

Der arme Izambard, ein naiver Neufundländer, glaubt sich verpflichtet, das Wunderkind bis zum heimatlichen Herd zu begleiten. Rimbaud erhält, «wie es sich gehört, eine schreckliche Tracht», während sein Beschützer mit so giftigen Ausdrücken zurückgewiesen wird, daß er davon völlig «konsterniert» bleibt.

Die Heftigkeit des Empfangs läßt Rimbaud kaum ein, seßhaft zu werden. Die Straße ruft ihn, die Straße, der er dieses packende Phantasiestück widmet, «Mein Zigeunerleben»:

In den zerrissenen Taschen die Hände drin,
In einem Rock, der auch schon nicht irdisch schien;
In der einzigen Hose ein großes Loch — so ging er
Stolz einher unterm Himmel, Muse, dein Jünger!

Ich träumte prächtige Liebesträume.
Auf meinen Wegen machte ich Reime.
Im Gasthof zum großen Bären kehrte ich ein.
Am Himmel knisterte süß der Sterne Schein.

Und ich lauschte, in den Graben gesetzt,
Der schönen Septembernacht, wo der Tau mir kühl
Gleich einem Weine der Kraft die Stirne genetzt.

Und dichtend inmitten phantastischer Schatten Ruhe,
Zog ich wie an einem Saitenspiel
An den Elastiken meiner zerrissenen Schuhe.

Zehn Tage nach seiner Rückkehr flieht er Hals über Kopf in Richtung Belgien:

. . . Ich hatte meine Stiefel zerrissen
Auf dem Schotter der Wege. Ich kam nach Charleroi . . .

Er hofft, eine Stelle bei der Zeitung zu bekommen, die der Vater eines seiner früheren Mitschülern leitet, ein braver, aber recht konservativer Mann, den er durch seine scharfen Äußerungen gegen die Beamten des Zweiten Kaiserreichs verärgert. Trägt er ihm sein Pamphlet «Cäsarengrimm» vor?

Satt ist der Kaiser seiner Orgien zwanzig Jahre!
Einst sagt' er sich: «Ich blase aus der Freiheit Licht,
Wie eine Kerze, sacht, daß keiner es gewahre!»
Die Freiheit lebt aufs neu! er fühlt, daß er zerbricht!

Der Gastgeber macht dem «jungen Mann» schnell klar, daß es für ihn keinen Platz in einer Zeitschrift gibt, «die auf sich hält und Traditionen hat . . .».

Unser kleiner Vagabund, obdachlos, nährt sich, «indem er den Duft von den Kellerfenstern einsaugt, wo sich die Gerüche des Fleisches und des gebratenen Geflügels der guten bürgerlichen Küchen von Charleroi ausbreiten», und nimmt mit leerem Magen die Straße nach Brüssel. In der belgischen Hauptstadt bringt ihn ein Freund Izambards, von der Vorsehung geschickt, wieder hoch, staffiert ihn aus, und es ist fast ein Geck, der mit der Bahn erneut in Douai ankommt. Diesmal ist Izambard einigermaßen in der Klemme: er kann ihn nicht bei sich behalten, ohne Gefahr zu laufen, von der jähzornigen «mother» verfolgt zu werden; er will ihn auch nicht nochmals wegzagen . . . Er muß sich entschließen, Anweisungen von der Mutter des Minderjährigen einzuholen. Er möge die Polizei mit der Rückführung beauftragen, selbstverständlich, ohne daß Kosten entstehen, lautet die Antwort Madame Rimbauds.

So ist das unglückliche Kind erneut Gefangener in Charleville. Er möchte wieder abreisen, aber er tut es nicht, denn er hat Izambard versprochen, vernünftig zu sein. Er dämmert in Neurasthenie dahin: «Ich sterbe, ich zerfalle in der Platttheit, der Boshaftigkeit, im Alltagsgrau», schreibt er an seinen Freund. «Was wollen Sie? Ich versteife mich gräßlich darauf, die Freiheit frei zu lieben . . .»

Mézières und Charleville sind noch nicht verwüstet; Rimbaud ist noch nicht durch die Bilder vom Krieg innerlich getroffen, aber seine gewaltige Vorstellungskraft läßt dieses reine Meisterwerk entstehen: den «Schläfer im Tal».

Im Grün eine Lichtung, von einem Flusse durchsungen,
Der töricht Silberflitter an Gräser hängt.

Von stolzen Bergen hat Sonne sich hergeschwungen
Ins kleine Tal, das dampft, von Glut durchsengt.

Ein junger Soldat, barhaupt, mit offenem Munde,
Den Nacken badend in blauender Kresse Duft,
Schläft, ausgestreckt im grasbestandenen Grunde,
Todbleich, vom Licht umströmt, in grünender Gruft.

Die Füße in Siegwurzblüten, schlief lächelnd er ein,
Wie ein krankes Kind, so macht er sein Schläfchen nun,
Ihn friert so sehr! Wieg warm ihn, Erde, gelind!

Der Blumen Düfte atmet nimmer er ein,
Im Schlaf die Hände still auf der Brust ihm ruhn,
Doch unter dem Herzen zwei blutrote Löcher sind.

Trotz des strengen Winters nimmt Rimbaud seine Streifzüge über das trostlose Land wieder auf, das angstvoll die Ankunft der Preußen erwartet:

«Blätter von Gold umranken im Schwarm das Haus des Generals. Die Bewohner sind im Süden. Man nimmt die rote Straße, um bei der Herberge anzukommen. Das Schloß ist zu verkaufen; die Fensterläden hängen in den Angeln, der Pfarrer wird den Schlüssel der Kirche mitgenommen haben. Die Wärterhäuser rings um den Park sind unbewohnt. Der Zaun ist so hoch, daß man nur die rauschenden Gipfel erblickt. Übrigens gibt es da drin nichts zu sehen.

Die Wiesen steigen zu den Gehöften empor, die ohne Hähne, ohne Ambosse sind. Die Schleuse ist aufgezogen . . .»

Dieser Winter 70/71 ist von großer Fruchtbarkeit für den Dichter. Nach dem «Bösen», dem «Schläfer im Tal», dem «Glänzenden Sieg von Saarbrücken», nach «Im grünen Cabaret» und «Mein Zigeunerleben» greift er die «Zöllner» an, die davongehen, «nachts ihre schrecklichen Freuden auszuüben» und die Bibliothekare, die ein schiefes Gesicht ziehen, wenn sie seine unablässigen Fragen beantworten müssen: «Die Sitzenden».

Oh! Heißt nicht aufstehn sie! Schiffbruch ist das . . . sie tauchen
Mit Knurren auf, geschlagenen Katern gleich, und wild,
Langsam die Schulterknochen öffnend, rast ihr Fauchen!
Die ganze Hose auf geblähten Lenden schwillt.

Die Kapitulation von Paris erregt ihn kaum: schließlich ist die Blockade der Hauptstadt aufgehoben! Der Frühling ist in Sicht, dem «Fußgänger der großen Straßen» kribbeln die Beine. Er verkauft seine Uhr und nimmt in Gesellschaft einer Demoiselle, die ihn mit dem Charme «des veilchenblauen Strahls ihrer Augen» gefangenhält, am 25. Februar 1871 den Zug. Ihre erste Pariser Nacht verbringen sie auf einer Boulevardbank. Bei Morgengrauen führt er sie zur Gare du Nord und vermacht ihr seine letzten Sous, damit sie irgendwo im Vorort vage Verwandte aufsuchen kann. Er indessen geht seinem Schicksal als Dichter entgegen, dem das Unheil folgt.

Er irrt auf der Suche nach einer Unterkunft und einer Existenzmöglichkeit durch die große Stadt und bleibt plötzlich vor einer Nummer der «Eclipse» stehen, auf der eine Karikatur von André Gill abgebildet ist. Er verschafft sich die Adresse des berühmten Karikaturisten, findet die Tür seines Ateliers offen und — da der Meister abwesend ist, fällt ihm das nicht schwer — streckt sich auf Gills Divan aus, um in den Schlaf des Gerechten zu versinken. Eher überrascht denn erzürnt, schüttelt der Künstler, als er nach Hause kommt, den Schnarchenden. Man stellt

sich vor, und Rimbaud beklagt sich, so jäh mitten aus seinen schönen Träumen geweckt worden zu sein.

«Ich habe manchmal auch schöne Träume», entgegnet Gill halb im Lachen, halb ernst, «aber bei mir zu Hause.»

Er gibt ihm dennoch ein Zehn-Franken-Stück, schlägt ihm aber vor, zu seiner Mutter zurückzukehren.

Rimbaud steckt das Geldstück ein, folgt jedoch nicht seinem Rat. Für ihn beginnt das Leben eines stets hungrigen Clochards. Er nährt sich von Schalen, schläft in Lastkähnen oder unter Brücken, zieht durch die Straßen, ebenso gierig nach geistiger wie nach leiblicher Nahrung.

Über seinen Pariser Aufenthalt sind wir sehr genau durch einen Brief von Rimbaud selbst informiert, den er an seinen Freund Paul Demeny richtete. Zunächst über die Dauer des Aufenthaltes: knapp zwei Wochen, vom 25. Februar bis zum 10. März 1870. Aber das sind die entscheidenden Wochen für den Reife-prozeß der Ereignisse, die im Ausbruch vom 18. März und in der Errichtung der Kommune gipfeln.

25. Februar: am Vorabend wurde im Tivoli-Vauxhall eine Generalversammlung der Nationalgarde abgehalten, eine Zusammenkunft von mehr als zweitausend Delegierten, die beschloßen, die Bataillone der Volksarmee zu vereinigen. Das ist der Beginn täglicher Kundgebungen, wo sich Leute aus dem Volk und «föderierte» Nationalgardisten rings um die Säule der Bastille verbrüdern.

Am 26. Februar wird man gewahr, daß die Kanonen der Belagerung in Ranelagh stehengeblieben sind, im Park Monceau, im westlichen Teil der Hauptstadt, die von den Preußen besetzt werden soll. Das Volk von Paris stürzt sich auf die Kanonen und schleppt sie auf die Höhen von Montmartre, von Belleville, der Butte-aux-Cailles. Am gleichen Tag werden die Friedensvorbedingungen in Versailles unterzeichnet.

Am 1. März defilieren die Deutschen über die Champs-Élysées. In Bordeaux stimmt die Versammlung der «Ruraux» den Friedensbedingungen und speziell der Abtrennung Elsaß-Lothringens zu.

Am 3. März nimmt eine neue Versammlung von Delegierten der Nationalversammlung die Statuten der Föderation an. Thiers, Chef der Exekutive, ernennt den Bonapartisten d'Aurelle de Paladines zum Kommandanten der Nationalgarde und zieht so den Zorn der Föderierten auf sich.

8. März. Erster Versuch der Regierung Thiers, der Nationalgarde die Kanonen wieder abzunehmen.

10. März. Die Nationalversammlung beschließt, nach Versailles überzusiedeln

und droht damit, Paris das Gewicht als Hauptstadt zu nehmen. Das Gesetz Dufaure wird angenommen, das die sofortige Bezahlung der Handelseffekten fällig werden läßt, deren Fristverlängerung während der Belagerung ausgesprochen worden war. Hunderttausend Wechsel werden in Paris eingeklagt. Das Kleinbürgertum, zum Bankrott getrieben, stößt zum revolutionären Proletariat.

Am folgenden Tag verbietet der Oberbefehlshaber der Armee, der Bonapartist Vinoy, sechs republikanische Zeitschriften, unter ihnen «Le Mot d'Ordre» von Rochefort, «Le Cri du Peuple» von Jules Vallès und «Le Père Duchêne», dessen Seele der Dichter Eugène Vermersch mit seiner scharfen Feder ist. Nun liest aber Rimbaud während seines Aufenthaltes in Paris gewiß diese drei Blätter. In seinem oben zitierten Brief an Demeny nimmt er nicht nur Bezug auf die satirischen Drucke von Draner und Faustin, sondern auch auf die «täglichen Dinge» des «Mot d'Ordre», auf die «bewundernswerten Phantasien» von Vallès und Vermersch im «Cri du Peuple». Er sucht in der «Künstlerischen Buchhandlung» nach der Adresse von Vermersch. Durch das, was er in den Straßen sieht, durch die Lektüre der Zeitschriften bereichert er sich an Eindrücken, die ihn in seinen revolutionären Überzeugungen bestärken und ihm das Material für die Kommunarden-Gedichte liefern.

Es ist während seines Parisaufenthaltes, als die erste Serie des «Père Duchêne» erscheint — fünf Nummern. Man findet darin «den großen Zorn des Père Duchêne, weil die Besitzer die armen Teufel von Patrioten auf die Straße werfen wollen»; seine Ansprache an die Geldhändler, verbunden mit dem großen patriotischen Appell an die Bourgeois und Krämer von Paris; eine Bloßstellung d'Aurailles («als einem von denjenigen, die uns in die Kloake geführt haben»); eine Forderung, die Defätisten in der sogenannten Regierung der Verteidigung unter Anklage zu stellen («Heulsusen, die uns drei Monate lang haben die Holzsplitter des Parketts fressen lassen»); eine Lobpreisung der roten Fahne; einen «großen Zorn des Père Duchêne wegen der Hundsfötte von Spitzeln, die die guten Patrioten zum Bürgerkrieg treiben wollten» und einen «großen Antrag auf Abschaffung der infamen Polizeipräfektur»; eine Aufforderung, die Kanonen aufmerksam zu bewachen, begleitet vom Rat, nicht als erste zu schießen; einen Protest gegen den Verkauf von Gegenständen, die als Pfänder in den Leihhäusern hinterlegt wurden; «die gutgemeinten Hinweise des Père Duchêne für die Soldaten der Armee von Chanzy, daß man die Patrioten zu Mördern machen möchte; seine Warnungen, daß sie sich in acht nehmen sollen vor den Hundsfötten von Royalisten, und seinen großen Appell an diese guten Kerle, in die

Hand des Volkes einzuschlagen»; einen Appell an die Krämer, sich mit dem Volk im Kampf um den Sozialismus zu vereinen, der «zum Wohl für die ganze Welt» sein wird.

Womit beschäftigen sich zur gleichen Zeit die Leitartikel von Jules Vallès im «Cri du Peuple»? Am 25. Februar ist es die soziale Revolution («Es genügt nicht, Republikaner, es reicht auch nicht aus, Jakobiner zu sein, werde zum Sozialisten, es ist notwendig»). Am 27. ist es die Lobpreisung der Seilerei, wo «das Parlament in Kitteln» tagt, das republikanische Zentralkomitee der zwanzig Arrondissements von Paris. Am 28. ist es der «Einmarsch der Preußen» («Schieß morgen nicht, Republikaner! . . . Und laß dich nicht töten, heldenhafter Feigling, wenn es noch einige Mühe aufzubringen gilt, wenn noch Gutes zu tun ist; wenn, dem trauernden Vaterland zur Seite, die Revolution marschiert!»). Am 1. März ist es die Enthüllung des Machiavellismus einer Bourgeoisie, die «dem Feind die Arbeit abnehmen, die Föderierten entwaffnen will». Am 4. ist es die Würdigung eines Paris, das «geschworen hat, die Republik nicht ermorden zu lassen». Am 6. ist es die Verherrlichung der Nationalgarde von Paris. Am 7. der Aufruf an die Gewählten («Bindet die Schärpen um»), ihren Einfluß geltend zu machen, um den Bürgerkrieg zu verhindern. Am 8. ist es «der Streik um den Mietpreis» («Wenn die Mütter sehen, daß ihre Kinder hungern, müssen sie erreichen, daß die Kinder essen»). Am 9. ist es «die rote Fahne» («Rasende wollen eine Zielscheibe daraus machen»). Am 10. März schließlich ist es die «Anklage» der «Kapitulanten» vom Rathaus, erhoben von den Besiegten der Erhebungen vom 31. Oktober 1870 und vom 22. Januar 1871 . . .

Man sieht, daß Rimbaud, der sich fünf Monate früher beklagte, nichts aus Paris zu bekommen, diesmal Nahrung genug hat, noch dazu, wenn man dieser vom Fieber erfüllten Presse, das Neueste von Leconte de Lisle, François Coppée, Catulle-Mendès und André Theuriot, die Gedichte von Bergerat und Glatigny, die zahlreichen Ausgaben von Claretie und Sarcey während der Belagerung hinzugibt, auf die er sich bezieht.

Aber das Knochengerüst fordert auch sein Recht, und der Dichter stirbt buchstäblich vor Hunger. Den Tod in der Seele, nimmt er am 10. März erneut die Straße nach Charleville, eine grausame Bewährungsprobe, deren Spuren wir in «Eine Zeit in der Hölle» wiederfinden:

«In den Winternächten auf den Straßen, ohne Unterkunft, ohne Kleider und Brot, würgte eine Stimme mein zu Eis gewordenes Herz: ‚Schwäche oder Stärke: du bist da, das ist die Stärke. Du weißt nicht, wohin und warum du gehst, tritt überall ein, antworte allem. Man wird dich nicht mehr töten, als wenn du ein

Leichnam wärst.‘ Morgens war mein Blick so verloren, war meine Haltung so tot, daß mich die Leute, denen ich begegnete, vielleicht gar nicht sahen.» Ohne Zweifel sind es diese harten Prüfungen, die ihm das Gedicht «Feste des Hungers» eingaben:

Mich plagt Hunger, Anne, Anne
Flieh auf deinem Esel, Anne

Hab Geschmack nur an dem einen,
An der Erde mit ihren Steinen
Dinn! Dinn! Dinn! Laß mich beißen
Felsen, Kohle, Luft und Eisen.

Reg dich Hunger, Hunger, weide,
In der Töne Gründen!
Saug das Gift ein, das heitre
Der Ackerwinden;

Verschling

Schotter, den die Armen brachen,
Kirchenmauerwerk, das tote
Geröll der Täler, hergetragen
Von der Sintflut — stille Brote!

Mein Hunger, das ist Rest der schwarzen
Lüfte, Glöckner im Azur;
Mich ziehn vorwärts der leere Magen,
Das Unglück nur.

Die Blätter fielen schon zur Erde!
Ich geh nach reifer Früchte Fleisch.
Pflück mir das Veilchen und verzehre
Vom Furchengrund Rapünzchen weich.

Mich plagt Hunger, Anne, Anne!
Flieh auf deinem Esel, Anne.

Er kommt in Lumpen, halbtot vor Müdigkeit und Elend, unter dem wütenden Gebelfer des «Krokodils» in Charleville an.

Von da an fordert er die Bourgeoisie seiner Heimatstadt ostentativ heraus. Er streift mit Haaren, die ihm bis in den Hals gehen, umher, mit einer Pfeife, deren Kopf er nach unten hält, und gibt Äußerungen von sich, die von den treu-bie-

deren Alten — sie haben bei den kaiserlichen Volksentscheiden mit Ja gestimmt — als provokatorisch angesehen werden. «Das wäre erreicht . . . Die Ordnung ist besiegt!» ruft er in alle Winde, als der Pariser Aufstand bekannt wird.

Am 15. Mai schreibt Rimbaud erneut und noch immer aus Charleville an Demeny. Es ist ein langer Brief in «Prosa über die Zukunft der Poesie», in dem er seinem Freund erklärt, daß der Dichter «ein Sehender werden» muß. Das Schreiben endet mit den Worten: «Sie würden sich abscheulich benehmen, wenn Sie nicht schnell antworteten, denn in acht Tagen bin ich vielleicht schon in Paris.» In acht Tagen, das heißt am 23. Mai! Nun dringen aber die Versailler bereits am 21. Mai in Paris ein. Selbst wenn er sich auf den Weg gemacht hätte, hätte sich Rimbaud den Kommunarden nicht mehr anschließen können.

Dem oben zitierten Brief vom 15. Mai hat Rimbaud drei Gedichte beigelegt: «Meine kleinen Geliebten», «Gekauert» und «Pariser Kriegsgesang». Betrachten wir diesen «aktuellen Psalm»:

Der Frühling ist da, sonnenklar.
Man sieht's, denn zum Flug aus dem Grünen
Setzen an die Herrn Thiers und Picard,
Uns mit glänzenden Dingen zu dienen!

O Mai, welche Nacktärsche süß!
Asnières, Bagneux und Meudon,
Schaut her, was sie säen, genießt
Der Gäste lieb Frühlingschanson!

Mit Säbel, mit Helm und Tam-Tam,
Die alte Fanfare nur fehlt,
So haben in Jollen sie stramm
Des Sees rote Wasser durchstrahlt!

Wir kommen wie nie aus dem Lot,
Wenn auf uns herab sich erbricht
Im seltsamen Frühmorgenrot
Der Schnecken, der gelben, Gezücht.

Welch Götter: Thiers und Picard,
Zerstörer von Heliotropen —
Sie mal'n mit Petroleum gar
Corots — was für schrille Synkopen.

Mit Lug sind und Trug sie per Du!
Und Favre, im Siegwurz versteckt,
Kneift schniefend das Tränauge zu.
Als hätte er Pfeffer geleck't.

Das Pflaster der Großstadt ist Glut,
Fließt auch der Petroleumregen —
Nur eins tut euch not und uns gut:
Daß bald wir das Handwerk euch legen.

Dann werden die träge-bequemen
«Ruraux», die da hocken in Reihn,
Das Knacken der Äste vernehmen,
Unterm roten Mühlenstein!

Jetzt ein Wort zu den Erläuterungen, die Rolland de Renéville und Jules Mouquet, «hochgelehrte Fachleute», in ihrer Sammlung: «Rimbauds Sämtliche Werke» diesem Gedicht widmen.

Diese hervorragenden Rimbalddiner schreiben:

«Im Verlauf der Maiwoche gelang es der Versailler Armee, die Barrikaden der Föderierten eine nach der anderen von hinten zu nehmen. Die Überlebenden zogen sich zurück, wobei sie die Monumente mit Petroleum übergossen und Feuer daran legten . . .

Rimbaud dagegen schreibt es Thiers und Picard zu, die Corots dem Petroleum zu überliefern. Sein Gedicht ist das eines Parteigängers. Er schweigt zu den Geiselmassakern in den Gefängnissen, die zwei Tage lang anhielten. Er macht Favre lächerlich, der von der Regierung beauftragt war, mit Bismarck den Waffenstillstand zu schließen . . .»

Diese schöne Anklagerede gegen Rimbaud kann nur standhalten, wenn die dem «Parteigänger» als übersehen angelasteten Ereignisse vor dem 15. Mai liegen, an dem das Gedicht geschrieben ist. Und wohl aus diesem Grund setzen die beiden sonderbaren Historiker das Datum, an dem die Versailler Armee in Paris eindrang, auf den 3. Mai fest.

Zum Pech für die Architekten dieses bienenfließig errichteten Gebäudes steht fest, daß die Versailler am 21. Mai in Paris einmarschierten. Daraus ergibt sich, daß Rimbaud am 15. Mai die Anwendung des Feuers — eine verzweifelte Waffe zur Verteidigung — nicht verurteilen und keinen Bezug auf die Hinrichtung einiger sechzig Geiseln nehmen konnte, die am 25. und 26. Mai stattfand. Er

wußte, was er sagte, wenn er Thiers anklagte, Petroleumgranaten verwendet zu haben. Dagegen schweigen sich die Herren von Renéville und Mouquet über die 40 000 föderierten Gefangenen aus, die feige durch die Versailler erschossen wurden.

Wenn der Gegenstand nicht so tragisch wäre, könnte man über die Erklärung lachen, die diese Herren anlässlich der Einnahme der Hauptstadt durch die Versailler liefern: vom Herzen der grünen Besitztümer «Passys» her stürmen die Truppen Thiers' vor und breiten sich aus. Die Artillerie der regulären Armee bombardiert die Tore von Paris (ohne Zweifel um den Landsern, die von Passy aus vorstürmen, die «Brücken zu versperren»!), während die Infanterie «primitive Boote benutzt (Jollen), um die blutigen Wasser des Sees vom Bois de Boulogne auf ihrem Marsch zum Herzen von Paris zu teilen». Man könnte glauben, daß diese gelehrten Persönlichkeiten niemals einen Blick auf den Metro-Plan geworfen haben.

Wenn es auch feststeht, daß Rimbaud nicht mit der Waffe in der Hand im Lager der Föderierten gekämpft hat, so ist es nicht weniger unzweifelhaft, daß er ein glühender Kommunarde war und der Kommune, auch nach ihrer Niederwerfung, treu geblieben ist.

Die Schlächterei ist kaum zu Ende, als er diesen schrecklichen Wutschrei gegen die feigen Bourgeois schleudert, die zurückkehren, um sich beim Bankett der Genüsse einzurichten: «Pariser Orgie oder Paris bevölkert sich wieder».

Steigt aus, ihr Feiglinge! Vor euren Blicken liegt
Paris. Der Sonne heiße Lungen brausten
Die Straßen rein, in denen einst die Deutschen hausten.
Da liegt die heilige Stadt, im Westen hingeschmiegt . . .

Steigt aus, kein Grund, daß ihr vor Feuersbrünsten zittert!
Seht die Boulevards und Quais, sie liegen unversehrt,
Die Häuser stehn im leichten Blau, das sich verklärt,
Das früher roter Bombenknall erschütterte!

Hüllt in Gerüste die verstorbenen Paläste!
Der Schreckenstag von einst erfrischte euch die Sinnen.
Da kommt die rote Schar der Hüftendreherinnen,
Legt alle Scheuheit ab und feiert tolle Feste!

Ein Haufen geiler Bestien, der nach Unrat giert,
Ruft euch der Schrei der goldnen Häuser, die euch mißten.
Die Freudennacht ist da mit ihren tiefen Lüsten,
Die auf die Straße stieg: eßt, trinkt, stiehlt, jubiliert!

Und wenn das Licht erscheint, das tolle, grelle Licht,
Und rieselnder Reichtum rollt euch mitten in den Schoß,
Wird einer sein, der dann nicht wort- und regungslos,
Die stieren Augen starr, sich in sein Glas erbricht!

Freßt, sauft! Der Königin Kallipygös zuliebe!
Hört ihr denn nicht die andern glucken schon und schlingen,
Hört ihr sie nicht im Rausch der glühenden Nächte springen,
Ihr Müßiggänger, Greise, Gecken, Tagediebe?

Ihr gieren Mäuler, Herzen schlapp und schwach,
O pfui, seid ihr schon tot, ihr Mäuler voll Gestänken?
Wein auf den Tisch, die laxen Schwächlinge zu tränken!
Ihr Sieger, eure Bäuche sind Fondants der Schmach!

Mit herrlichem Gerülps nehmt eure Nasen voll,
Flößt starke Gifte ein den Sehnen und Gelenken,
Auf euren Nacken will die Hand der Dichter senken
Und ruft euch zu: Seid toll, ihr Schwächlinge, seid toll!

Weil ihr den Schoß der Frau durchwählt,
So habt ihr Angst vor ihrem schreienden Krampfe,
Der wild auf ihrer Brust in fürchterlichem Kampfe
Erstickt die Schandbrut, die aus euren Samen quillt?

Ihr Syphilitiker, ihr Gauklerpack, ihr Puppen,
Was nützen eure Gifte, eure Fetzen,
Was nützt ihr selbst Paris, der größten aller Metzen?
Sie streift euch ab, Verseuchte, wie sich Schlangen schuppen.

Und während, auf die Eingeweide hingefallen,
Ihr dann mit wunder Brust um euer Geld wehscreit,
Wird voller Hohn und Kraft die Kurtisane, weit
Von eurer Schmach, die festen Fäuste ballen.

Und wenn, Paris, du dann, die Füße müd vom Tanz
Im Zorn, von Messern deine Brust durchstochen,
Darniederliegst, im hellen Auge ungebroschen
Vom Frühling einen milden, guten Glanz;

Du totengleiche Stadt, du Stadt vom Schmerz geweiht,
Dein Haupt und deine Brüste zugewandt dem Hoffen,
Mit seinen tausend Pforten deiner Blässe offen,
Du Stadt, die die Vergangenheit schon benedieit;

Du Körper, neu zu unermeßner Qual erweckt,
Du fühlst das fürchterliche Leben neu erstehn,
Fühlst, wie die fahlen Würmer durch die Adern gehn,
Wie sich die kalte Hand nach deiner Liebe streckt;

Und wenn dein Anblick auch noch so entsetzlich ist,
Und wenn man auch noch niemals eine blühende Stadt
Zu einem solchen Schwärenherd erniedrigt hat,
So sagt der Dichter doch: Wie herrlich schön du bist!

Der Sturm hat dich geweiht, der Sturm hat dich verklärt,
Der Kräfte Riesenkreislauf war dir nur Genesen.
Es fault dein Werk, es grollt das Meer. Du, auserlesen,
Was kümmert dich das Volk, das nicht den Weckruf hört!

Im Mund des Dichters wird das Wort zur wilden Klage,
Zum Haß der Sträflinge, zum Schreie der Verfluchten,
Sein hohes Lied zum Schrecken der Verruchten,
Und seine Liebe für das Weib zum Geißelschlage.

Und alles ist wie einst: und grell und sinnlich brennt
Die Fackel toller Lüste durch die alte Nacht,
Und halten an der Wand Gasflammen ihre Wacht
Und leuchten trübe in das blasse Firmament.

Vergeblich versucht man, uns dieses erhabene Pamphlet als eine Bekundung ewiger Unzufriedenheit des «trunkenen Dichters» hinzustellen, «der das Universum beschimpft». Der Sinn des Gedichtes ist klar: die «Verseuchten», die «Verruchten», die «die heilige Stadt» mit «Messern durchstachen», ihre Mauern mit Blut gefärbt und über «den milden Glanz des Frühlings», den die Kommune brachte, triumphiert haben, lassen ihren früheren Despotismus wieder aufleben

(«den Schreckenstag von einst»), ihre schamlose Ausbeutung und ihre Laster (den «rieselnden Reichtum» und die Orgien). Aber trotz des «fürchterlichen Lebens», das die «vom Schmerz geweihte Stadt» erduldet, ist eine nicht unterdrückbare Bewegung in ihr, läßt sich ein Hauch des Fortschritts nicht erstickern . . .

Im Juni oder Juli 1871, als die Besiegten durch die Verfolgungen hart bedrückt werden, besingt Rimbaud in den «Händen der Jeanne-Marie» die kämpfenden Frauen der Kommune, die Stolzen und Ungläubigen, die gestern die Maschinengewehre bedienten und die jetzt in Ketten liegen:

Jeanne-Marie hat starke Hände,
Dunkle Hände, vom Sommer gefärbt,
Hände, so bleich wie tote Hände,
— Sind's Hände, von Juana geerbt?

Haben sie sich auf der Wollust Maren
Geholt ihren braunen Schaum?
Tauchten sie in der mondesklaren
Weihergründe heiteren Traum?

Tranken aus Himmeln sie der Barbaren,
Ruhig liegend auf reizendem Knie?
Rollten ihre Finger Zigarren,
Handelten mit Diamanten sie?

Ließen auf glühendem Fuß der Madonnen
Welken sie goldener Blumen Kranz?
Das schwarze Blut der Belladonnen
Schläft in ihrer Adern Glanz.

Jagt, Hände, ihr den Schwarm der Fliegen,
Die in der Morgendämmerung Blau
Sich über Honigkelchen wiegen?
Gießt, Hände ihr, der Gifte klaren Tau?

Oh! welcher Traum hat sie befallen,
Als sich die Glieder streckten? War
Ein Traum es, unerhört, aus Asiens Talen,
Aus Zion oder Khengavar?

— Nicht feilschten mit Orangen, auf den Füßen
Der Götter bräunten diese Hände nicht;
Sie haben niemals Windeln waschen müssen
Der schweren kleinen Kinder ohne Augenlicht.

Das sind nicht Hände von Dirnen,
Von Arbeiterinnen im Wald,
Wo Meiler stinken, mit groben Stirnen,
Drauf Sonne brennt, teerumwallt.

Sind Hände, die dem Bösen niemals dienen,
Die jeden Willen beugen bis aufs Mark,
Verhängnisvoller als Maschinen,
Ein ganzes Pferd ist nicht so stark.

Wie glühend flackerndes Gebläse,
Und schüttelnd all ihr Fieberdrohn,
Es singt ihr Fleisch die Marseillaise,
Nie Kyrie Eleison.

Das würd den Hals euch würgen, o Frau,
Euch schlechten; zerbrechen euch, Damen,
Euch edlen, die Hände, die infamen,
Voll Weiß und Karminrot zu schaun.

Der Glanz dieser Hände voll Wonne
Den Schädel der Schafe erschreckt!
Einen Rubin die große Sonne
An ihre süßen Finger steckt!

Von Pöbelart bräunt sie ein Flecken,
Wie eine Brust von gestern; darum muß
Den Rücken dieser Hände stolz bedecken,
Wer immer sich empört, mit seinem Kuß!

Sie sind erleicht, die wunderbaren,
Als in der Sonne Liebesbrand
Die bronzenen Kartätschen durch Paris gefahren
Und Aufruhr durch die Stadt sich wand.

Ah! manchmal, Hände, voll von heiligem Leben,
An euren Gelenken, Hände, drauf
Niemand ernüchtert unsre Lippen beben,
Schrein einer Kette helle Ringe auf!

Das ist ein Ruck, der unser Sein entbände,
Seltsam, wenn man den Brand der Sonnenglut
Euch manchmal nehmen will, o Engelhände,
Weil eure Finger man verletzt mit Blut.

Selbst im «Trunkenen Schiff», das aus dem dritten Quartal des Jahres 1871 stammt und wo der Dichter — der das Meer nie erblickt hat — dennoch «mitunter sah, was der Mensch zu sehen glaubte», sind die Anspielungen auf die Kommune gegenwärtig:

Nie mehr hab' ich, ihr Wellen, die ihr mit Mattheit mich badet,
Baumwollschiffen den Sog zu entreißen das Glück,
Kann durchqueren den Stolz nicht, der Flammen und Fahnen,
Schwimmen nicht bei des Brückenkahns schrecklichem Blick.

Er wird nicht mehr den Kampfesüberschwang unterm Schauer der roten Fahnen kennenlernen. Er wird nicht mehr das Herz haben, in einem Meer zu schwimmen, wo die Brückenboote schwanken, die den geschlagenen Föderierten zum Gefängnis dienen

Dem «Trunkenen Schiff» folgt das Projekt einer kommunistischen Verfassung. Es zeigt recht gut, daß die Kommune, wenn auch besiegt, im Geist dieses siebenjährigen jungen Mannes doch nicht tot war. Dieser Text, «bemerkenswert durch seine Form und seinen Geist», — wie uns Delahaye mitteilt, der ihn gekannt hat —, ist leider verloren gegangen. Wir sind deshalb auf die Worte dieses Mannes angewiesen, der behauptet, für sein Gedächtnis garantieren zu können und dafür eine Gruppe von Lehrern: Izambard, Dupré, Deverrière und Level zu Zeugen nimmt. Sie waren es, die den jungen Dichter so klug in den kühnsten seiner philosophischen und literarischen Studien ermutigten und die ihm dafür die Bücher lieferten. «Von der Erklärung, die er mir zu seinem System gab», schreibt Delahaye, «habe ich folgendes behalten: in den kleinen Staaten, aus denen sich das alte Griechenland zusammensetzte, war es die ‚Agora‘, die alles leitete, die ‚Agora‘, das heißt der öffentliche Platz, die versammelten Bürger, die mit gleichen Rechten über das beratschlagten und abstimmten, was zu tun war. Er begann also damit, daß er das Repräsentationssystem abschaffte und

es, kurz gesagt, durch die Regierung eines permanenten Volksentscheids ersetzt.»

Und weiter: «Er beseitigte die gewählte Vertretung, in der er nur Machtlosigkeit und Betrug sah, und fand ein System, das die gegenwärtigen Theoretiker der «direkten Regierung» eigentlich anerkennen müßten. In der Verfassung, die Rimbaud schuf, verwaltet sich das Volk ohne Vermittlung, indem es ganz einfach in Kommunen oder Kommunefraktionen zusammenkommt, um über die Entscheidungen abzustimmen, die der Gruppe nützlich sind. Jeder unerläßliche Gebrauch der Autorität, jede Anleitung für die Arbeit hängt von der Abstimmung ab, und der so erteilte Auftrag muß nach Ablauf einer kurzen Frist auf die gleiche Weise erneuert werden.

Da diese ideale Republik kommunistisch ist, da sie sich auf der Abschaffung des Geldes und der Organisation einzig lebensnotwendiger Arbeit begründet, funktioniert sie ohne sonstige Komplikationen. Das föderale Zentrum setzte sich — soweit ich mich erinnere — aus Delegierten zusammen, die für eine bestimmte Zeit gewählt waren, aber ein strikt den Anweisungen der Gemeinschaft folgendes Zwangsmandat besaßen.»

Dieses Resümee Delahayes ist vollkommen einleuchtend. Der Ton stellt eine Antwort auf die Parole «Volk, regiere dich selbst durch deine öffentlichen Versammlungen» dar, die man in den kleinen Blättern der Kommune, besonders im «Proletaire» des XI. Arrondissements findet. Man weiß, daß sich im Mai 1871 eine Föderation der Klubs konstituiert hatte, um die Anträge der öffentlichen Versammlungen zusammenzufassen, sie weiterzugeben und durch die Kommune ratifizieren zu lassen. Das Zwangsmandat, die Machtbegrenzung der Delegierten, die Föderation der Kommunen — alle diese Ideen gewannen in der kurzen Dauer der Kommune an Boden, so daß es nicht überrascht, wenn Rimbaud sie zu erforschen suchte, daraus ein System machen wollte, brauchbar für eine sich in der Zukunft ergebende Gelegenheit.

Für Rimbaud steht außer Frage, daß die neue Gesellschaft auf der Arbeit beruht. Der uneingeschränkte Besitz an Eigentum scheint ihm ein abscheulicher Mißbrauch, eine Quelle des Elends, der Gemeinheit, der Eitelkeit, der Begierde, der Ungerechtigkeit und des Hasses. Er entrüstet sich darüber, daß der Arbeiter durch anmaßendes und hintertreibendes Nichtstun anderer des Gesamtprodukts seiner Arbeit beraubt wird. Er stellt den Mann mit den rauhen Händen, der eine Mauer baut, höher als den «Herrn», der Reden hält und Gesetze macht. Der Boden und das Werkzeug müssen der Gemeinschaft gehören, denn das gebietet dem Diebstahl, der Falschheit, der Rechtsverdrehung Einhalt. In seinem Werk

«Eine Zeit in der Hölle» wird er ohne Umschweife sagen: «Der Reichtum ist immer Allgemeingut gewesen.»

Die Kommune ist besiegt, doch Rimbaud führt nichtsdestoweniger «den geistigen Kampf, der ebenso brutal ist wie die Schlacht der Menschen» zugunsten ihrer Ideen weiter. Da die Versailler Linke nichts tut, um die Grausamkeit der Verfolgungen zu mildern, geißelt sie Rimbaud in einem Brief vom 9. September 1871, den er der Feder eines sogenannten Grafen von Ziegenfuz zuschreibt, eines Versammlungsmitgliedes, der eine gelungene Karikatur auf die «Ruraux» darstellt. Der Brief ist an den in der Provinz, auf dem «Schloß Mein Heiliger Ruhm» geliebten Sekretär des Grafen gerichtet.

«Die Linke! . . . Was stellt sie denn dar, die Linke? . . . Man macht sich falsche Vorstellungen über diese Leute . . . Sie sind alles in allem viel gefälliger, als man denkt. Die Alten bekehren sich und schlagen sich auf der Tribüne und vorm Schwurgericht an die Brust; sie haben die Manie, öffentliche Bekenntnisse abzulegen, die den Sünder diskreditieren und die Partei in Verruf bringen. Die Jungen sind ehrgeizig und halten sich für alle Ereignisse bereit. Wohl gibt es einige Schreihälse, die lächerlichen Wind auf der Tribüne entfachen, aber schließlich sind wir es, die den Donner schleudern, und die Schreihälse, die bis ans Ende kämpfen wollen, werden an Kehlkopfschwäche sterben. Es ist notwendig, daß wir uns jetzt ausruhen; wir haben diese Ruhe, die man uns knausrig vorenthält, wohl verdient. Wir haben die Armee reorganisiert, Paris bombardiert, den Aufstand niedergewalzt, die Aufständischen füsiliert, ihre Anführer verurteilt, die verfassungsgebende Macht errichtet, die Republik übers Ohr gehauen, ein monarchistisches Ministerium vorbereitet und einige Gesetze geschaffen, die man früher oder später neu machen wird . . .

. . . Oh, diese Kriegsgesichte! . . . Wir sind höchst zufrieden, mein Lieber. Die Meinung der ehrenhaften Leute hat diese braven Militärrichter, die sich einen Augenblick lang auf den krummen Straßen der Barmherzigkeit und des Mitleids verirrt, tief bewegt. Nun sind sie wieder auf dem richtigen Weg, der gerecht ist und vor allem Strenge verlangt . . . Haben Sie die Verurteilung von ‚Pipe-en-bois‘ verfolgt? Wir rächen uns, Bürger der Kommune.»

Zutiefst erschüttert durch die grausamen Versailler Verfolgungen wird Rimbaud vom Fieber der Vergeltung erfaßt:

Was macht uns das, mein Herz, die Lachen rot von Blut
Und Glut und tausend Morde und das lange Schrein,
Das jede Ordnung umstürzt, seufzend mit der Wut

Maurice Choury: Rimbaud — der erleuchtete Kommunarde

Der Hölle; und der Nordwind noch auf Wüstenein;
Und jegliche Rache? — Nichts! . . . Doch ja, noch immer.
Wir wollen sie! Fürsten, Senate, Industrie:
Verschwindet! Gewalt, Geschichte, Recht: auf die Knie!
Das steht uns zu. Blut! Blut! Der goldenen Flamme Schimmer!
Alles dem Kriege, dem Schrecken, der Rachgier . . .

Denn Rimbaud hat in seiner Vorstellung die ganze Leidenschaft der Föderierten durchlebt in «der riesigen Stadt», «deren Himmel von Feuer und Schlamm befleckt war»: «Ich hätte dort sterben können.»

...

Ich sah ein Meer von Flammen und Rauch am Himmel: und links und rechts lohten alle Reichtümer auf wie Milliarden von Blitzen.

...

Ich rief die Henker, um sterbend die Zähne in die Kolben ihrer Gewehre zu schlagen.

...

Ich sah mich vor einer höchst erregten Menge, dem Exekutionskommando gegenüber; ich weinte über ein Unglück, das sie nicht verstehen konnten . . .

...

Priester, Lehrer, Advokaten, ihr täuscht euch, wenn ihr mich der Justiz ausliefert . . . Ich war niemals Christ; ich gehöre zur Rasse derer, die unter der Folter sangen . . .

...

Feuer! Feuert auf mich! Hierhin, wo ich mich ergebe! — Feiglinge! — Ich töte mich! Ich werfe mich vor die Hufe der Pferde — Ah! . . .

Als ihm sein Freund Delahaye im November 1871 im «Hotel des Etrangers» einen Besuch abstattet — der junge Mann hatte es im Quartier Latin als seinen Aufenthaltsort gewählt —, schleppt ihn Rimbaud zur «Place du Panthéon» und zeigt ihm die Einschläge, die die Kartätschen an den Säulen der Ruhestätte berühmter Männer hinterlassen haben:

Ist an einen neuen Aufstand zu denken? Sind überhaupt Kommunarden übriggeblieben? fragte ihn Delahaye. — Ja, einige . . .

«Er kannte welche», fügt Delahaye hinzu, «Rasende, die ihre Gewehre abfeuern würden, bis sie nicht mehr lebten . . . Er wäre an ihrer Seite gewesen . . . Sein Ideal bestand in dieser letzten Hingebung, er hatte kein anderes . . .»

Nach Aufenthalt in Brüssel und London, unterbrochen durch Rückreisen nach Charleville, begibt sich Rimbaud nach Roche, wo er die «Zeit in der Hölle» zu Ende bringt (August 1873).

Er hat alles gesagt, was er zu sagen hatte. Er hat seine Liebe zu den Arbeitern ausgesprochen:

... die er am fahlroten Abend
in Kitteln, schwarz, in den Faubourg zurückkehren sah,

«Herde des Elends», «arme Menschen, Arbeiter», für die er «keine Gebete verlangt»; hätte er nur ihr Vertrauen, wäre er glücklich ...

Er wünschte «innige Bewegungen sozialer Brüderlichkeit».

Er sprach von der Notwendigkeit, «die unendliche Versklavung der Frau», seiner «Schwester der Barmherzigkeit», zu brechen.

Er sang eine Hymne auf «die Wissenschaft, den neuen Adel»:

Nichts ist eitel: heran an die Wissenschaft und vorwärts!

Für die Zeiten, die neuen, wo das Wissen erwacht,
Wo beim Schmieden der Mensch ist, von früh bis zur Nacht,
Wo er Gründe erjagt und Ergebnisse zwingt,
Wo die Dinge er zähmt, wo das Siegen gelingt,
Wo er schwingt auf das *Ganze* sich wie auf ein Pferd!

Aber «die Wissenschaft ist zu langsam», und der Dichter schreit seine Ungeduld hinaus:

Wann werden wir, über Sandufer und Berge hinweg, die Geburt der neuen Arbeit begrüßen, die neue Weisheit, die Flucht der Tyrannen und Dämonen, das Ende des Aberglaubens, wann — als erste. Weihnachten auf Erden anbeten!

Der Gesang der Himmel, der Marsch der Völker! Sklaven, verfluchen wir nicht das Leben.

Und er sieht in der Zukunft «endlose Strände, von weißen, freudvollen Nationen bedeckt.» («Eine Zeit in der Hölle»)

Alles ist gesagt. Der Dichter verstummt endgültig. Er ist noch keine neunzehn Jahre alt ... Es bleibt ihm noch Zeit, einen achtzehn Jahre währenden Leidensweg zu durchlaufen. Er hat abgeschlossen mit «der Beschaulichkeit der Natur», aber er verfolgt unermüdlich seinen Weg zu den unerreichbaren «Libanons der Träume», wobei er sich von «Mehlspeise und Schlamm» nährt («ihr werdet mich

Maurice Choury: Rimbaud — der erleuchtete Kommunarde

wahrhaftig Scheiße fressen sehen . . .») und die Ruhe bis hin zu den Gründen Abessiniens ebenso vergeblich zu finden hofft wie Sicherheit und einen Sohn («glücklicherweise ist dieses Leben das einzige und diese Tatsache ganz augenscheinlich»). Am 10. November 1891, im Alter von siebenunddreißig Jahren, gibt er, von der Gangrän auf ein Marseiller Krankenhausbett geworfen, «den letzten Ächzer» von sich. Er wird von der eigenen Schwester verraten, die ihm, sein Koma ausnutzend, ein christliches Begräbnis bereitet . . .

Aus dem Französischen von Klaus Möckel